

# INHALT

1874 - EIN PROST AUF DEN BAHNHOF	9
1880 - DOPPELNAMEN	12
1898 - BURGHERR IM BERGBAU	14
1914 - LUFTKÜSSE	17
1916 - ZITTERNDE HÄNDE	19
1917 - WIEDERSEHENSFREUDE	21
1918 - HAMSTERFAHRT	25
1919 - GERUCH NACH FREIHEIT	29
1923 - FLIEGENDE WORTE	32
1928 - ABENTEUER UMSTIEG	34
1934 - DER WEINENDE HIMMEL	38
1935 - KIRMES MIT PFERDEVERBOT	41
1936 - DEN KOPF VOLLER MUSIK	45

<b>1938 - SAMMELN ALS WIDERSTAND</b>	<b>49</b>
<b>1939 - SCHNEEFLOCKENTANZ</b>	<b>52</b>
<b>1939 - KAPPENSITZUNG MIT KAPELLE</b>	<b>55</b>
<b>1939 - KLOPFEN IM KOPF</b>	<b>58</b>
<b>1942 - VITAMINE PER EXPRESS</b>	<b>61</b>
<b>1942 - STRAFTATBESTAND LIEBE</b>	<b>64</b>
<b>1942 - WEHENDER WIND</b>	<b>68</b>
<b>1942 - SCHATTEN</b>	<b>71</b>
<b>1943 - DIE LÖFFELFAMILIE</b>	<b>74</b>
<b>1943 - KARUSSELL IM KOPF</b>	<b>77</b>
<b>1943 - KIND IM BAUCH</b>	<b>80</b>
<b>1943 - MÖBEL AUF REISEN</b>	<b>82</b>
<b>1944 - MENSCHEN WIE NUMMERN</b>	<b>84</b>
<b>1944 - GLÜCKSKATZE OHNE GLÜCK</b>	<b>86</b>
<b>1945 - BLINDGÄNGER</b>	<b>88</b>

<b>1945 - AUSRADIERTE ERINNERUNGEN</b>	<b>90</b>
<b>1945 - HASENPFEFFER UND SÜSSER KOMPOTT</b>	<b>93</b>
<b>1945 - SCHWERE RÜCKKEHR</b>	<b>95</b>
<b>1946 - BITTERE KÄLTE</b>	<b>99</b>
<b>1946 - ARBEIT GEGEN DIE ANGST</b>	<b>102</b>
<b>1952 - WILLKOMMENSGLÖCKEN</b>	<b>104</b>
<b>1953 - FAHRT ZUM MOND</b>	<b>107</b>
<b>1957 - BERUFSWUNSCH LOKOMOTIVFÜHRER</b>	<b>110</b>
<b>1964 - LEBEN IM KOFFER</b>	<b>112</b>
<b>1965 - HEIMWEH VOR DER ABFAHRT</b>	<b>115</b>
<b>1979 - DER ALLERLETZTE ZUG</b>	<b>118</b>
<b>2025 - RADWEG DER ERINNERUNGEN</b>	<b>120</b>
<b>NACHWORT</b>	<b>123</b>
<b>DANKE</b>	<b>125</b>
<b>HINTERGRUND DER RECHERCHE</b>	<b>127</b>

# 1898 – BURGHERR IM BERGBAU

Dieses Kohlerevier musste eine Goldgrube sein. Da war sich Josef sicher. Zu Hause in Posen hatte er auf dem Land geschuftet. Hart gearbeitet, wenig verdient. Die Löhne sanken von Monat zu Monat, zu viele Menschen, zu wenig Arbeit.

Die Städte an der Ruhr wirkten wie ein Magnet auf ihn. Kohle und Stahl, so viel zu tun. Zu viel für die Menschen, die in der Region lebten. Schon lange hörte er Lobeshymnen, die den Weg gen Westen besangen, wo man gutes Geld verdienen könne. Und als die ersten seiner Freunde dorthin gefahren waren, bekam Josef Briefe, in denen stand, dass die Arbeit gut sei in den westfälischen Kohlestädten.

So entschloss er sich, mit gerade einmal 17 Jahren, nach Bochum zu gehen. Auf der Zeche Hannover suchte man junge Männer wie ihn. Erst war er verwirrt – sollte er nun nach Bochum oder nach Hannover? Dabei war

es nur der Zechengründer, der im einstigen Königreich Hannover gelebt und dessen Heimatort der Zeche den Namen gegeben hatte. Das erfuhr Josef aber erst später.

Er hatte Alfons, seinem kleinen Bruder, eine Zeichnung von der Zeche gezeigt. „Da werde ich arbeiten“, hatte er geprahlt, und Alfons hatte große Augen gemacht und gerufen: „Das ist ja eine Burg!“ Josef hatte geschmunzelt und gesagt: „Ja, dein Bruder wird ein Burgherr.“

Und jetzt saß er im Zug, auf dem Weg zu eben jener Burg. Je weiter der Zug fuhr, desto mulmiger wurde es ihm. Zu gerne wäre er in Posen geblieben. In seiner Heimat. Da, wo er Wurzeln geschlagen hatte, wo seine Kirche stand, deren Turm bis in den Himmel ragte. Dort, wo es grün war. Und wo seine Eltern, seine Großeltern und seine Geschwister lebten. Doch gleichzeitig war ihm klar, dass seine Entscheidung richtig war. Er musste in die Zukunft blicken.

Gerade fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Josef kam alles grau vor. Der Blick nach draußen war ebenso farblos wie sein Inneres. Er fühlte sich schwer wie eine Kohlenlore. Einzig der Gedanke daran, bald ein Bergmann zu sein, der einen anständigen Lohn bekommt, ließ ihn nicht in sich zusammenezusacken, sondern aufrecht bleiben. Als ältester Sohn musste er für die Familie da sein und sie unterstützen. Und vor allem für Alfons wollte Josef Burgherr werden.

„Es ist nur der Bahnhof, der so aussieht“, sagte er sich, als er den Blick schweifen ließ.

Er steckte seine Hand in die Manteltasche und umschloss einen glänzenden Kieselstein, den er schon als

Kind gefunden hatte. Ein Glücksstein, der ihm auch hier, so viele Bahnstunden entfernt, Hoffnung geben sollte.

Als der Zug hielt, nahm er seine beiden Koffer und hievte sie auf den Bahnsteig. Beim Aussteigen stolperte er.

Hinter ihm flüsterte jemand: „Die sollen einfach alle zu Hause bleiben.“

Doch auf dem Bahnsteig war es so laut, dass Josef es nicht hörte.

# 1939 – SCHNEE- FLOCKENTANZ

Ein paar Schneeflocken tanzten vor Liselotte herum. Sie fror an den Ohren, obwohl sie eine dicke Mütze trug, die ihre Mutter ihr gehäkelt hatte. Eigentlich würde sich Liselotte über den Schnee freuen. Doch gerade konnte sie sich gar nicht mehr freuen. Sie dachte an die Schiebermütze, die sie Leon geschenkt hatte, weil er keine Mütze besaß. Leon, ihr bester Freund, der vor ein paar Tagen aus Bochum weggefahren war. Mit dem Zug, vom Hauptbahnhof aus. Zu den Briten, die keiner kannte. Zumindest Liselotte kannte sie nicht. Fräulein Hirschberg, ihre Lehrerin, arbeitete Tag und Nacht daran, dass jüdische Kinder Deutschland verlassen konnten.

Liselotte wartete mit ihrer Mutter auch auf einen Zug. Aber nur auf einen, der Richtung Wanne fuhr.

„Wir fahren zu Tante Martha“, hatte die Mutter am Abend zuvor geheimnisvoll gesagt. „Tante Martha hat eine Überraschung für dich.“

Doch Liselotte spürte kein Kribbeln, nicht wie sonst eine Vorfreude, wenn sie zu Tante Martha fuhr, die einen kleinen Hund hatte, den Liselotte so niedlich fand. Einen echten Hund – nicht so einen aus Stoff, wie Liselotte Leon genäht hatte.

Jetzt fand Liselotte gar nichts mehr schön. Singen und Flötespielen nicht, denn Herr Messing, mit dem sie so gerne Musik gemacht hatte, war nicht mehr in Deutschland. Das Nähen nicht, und den Hund ihrer Tante ebenso wenig. Das sagte sie ihrer Mutter aber nicht. Denn Liselotte wusste, dass ihre Mutter und ihr Vater genug Sorgen hatten, seit der Stoffladen im November zerstört worden war. Zertrümmert, einfach so.

Liselotte hatte überhaupt keine Lust auf Überraschungen. Es hatte genug Überraschungen gegeben in der letzten Zeit. Böse Überraschungen. Und Leon würde ohnehin nicht bei Tante Martha sitzen und auf sie warten. Das wäre die einzige Überraschung, die ihr gefallen würde.

„Träumst du?“ Die Mutter zog Liselotte die Mütze etwas tiefer ins Gesicht. „Es ist kalt geworden“, sagte sie.

Das stimmt, dachte Liselotte. Eiskalt.

Eine Schneeflocke landete auf ihrer Nase. Mit Leon hätte sie darüber gelacht. Jetzt schossen ihr die Tränen in die Augen.

„Ach Löttchen“, sagte die Mutter und nahm Liselotte in den Arm.

Liselotte spürte die kratzige Wolle des Mantels, aber es machte ihr nichts aus. Sie hatte das Gefühl, dass sie kaum noch etwas spürte. Kratzige Wolle nicht und auch sonst nichts. Ihr war, als ob sie in den letzten kalten Tagen zu Eis gefroren war.

Die Mutter drückte sie fest an sich. Liselotte spürte, wie Tränen ihr Gesicht etwas auftauen ließen. Wie der Wollstoff feucht wurde und ein wenig nach Schaf roch.

Eine Weile standen die beiden so da und sprachen nichts.

„Ob er wohl schon angekommen ist?“, fragte Liselotte leise. „Leon? Bei den Briten?“

Die Mutter seufzte. „Ich denke schon“, antwortete sie dann.

Liselotte blickte in die Ferne, als ob sie dort etwas entdecken konnte, was gar nicht da war.

„Wird er noch an mich denken?“, fragte sie. „Für immer und immer?“

Die Antwort schluckte der Zug, der in diesem Moment mit lautem Getöse in den Bahnhof rollte.

# 1943 - DIE LÖFFELFAMILIE

Uwe stand eng neben seiner Mutter. Er schaute die Gleise entlang, die wie eiserne Schlangen neben dem Bahnhofsgebäude her zu kriechen schienen. Seit einem guten halben Jahr war er ein Schulkind. Er war stolz, ein großer Junge zu sein. Einer, der mit dem Ranzen auf dem Rücken in die Schule gelaufen war. So lange, bis die Schule zerbombt wurde. Getroffen, zertrümmert, wie viele andere Gebäude. Wie das Waisenhaus im Viertel. So viele Kinder starben bei dem Angriff einer Luftmine. Sie konnten nicht mehr in die Schule gehen. Nie mehr. Uwe wusste von dem Waisenhaus. Und von den Kindern.

Seine Klasse war in eine andere Schule verlegt worden, eine, die weiter weg war. Dort, im Keller, hatte er schon lesen, schreiben, rechnen gelernt. Ein bisschen nur, aber immerhin.

Und nun stand er hier mit seiner Mutter und seiner Schwester Ingeborg. Mit seinem Ranzen auf dem Rücken.

cken, in dem jedoch nicht Tafel und Kreide waren, sondern ein paar seiner Kostbarkeiten. Ein kleines Kissen und die Löffel, mit denen er im Bunker immer gespielt hatte. Die Löffel, die Gesichter hatten und eine Familie waren. In seinem Kopf. Die Löffelfamilie war noch zu viert: ein Vater, eine Mutter, eine Tochter, ein Sohn.

Es wurde immer voller auf dem Bahnsteig. Gedrängel. Uwe guckte durch eine Lücke und fing an, die Bahnschwellen zu zählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Da hörte er seine Schwester Ingeborg weinen. Erst war es nur ein leises Wimmern, dann schluchzte sie. Ingeborg ging noch nicht in die Schule, sie war zu klein. Früher hatte sie Uwe manchmal geärgert. Kleine Schwestern können ihre Brüder ärgern, ja richtig aufregen sogar. Als sie geboren war, wollte Uwe seine Mutter gar nicht mit ihr teilen. Er wollte eine ganze Mutter, keine halbe. Doch jetzt wandte er sich sofort zu Ingeborg und streichelte ihr über die Locken.

Da sie immer noch weinte, holte Uwe einen der Löffel aus seinem Ranzen.

„Schau“, sagte er zu seiner Schwester. „Das bist du!“  
Ingeborg zog die Nase hoch.

Hell war es an diesem Sommertag. Die Sonne spiegelte sich in dem Silber des Löffels, als ob nichts wäre. Die Sonne schien immer, selbst, wenn eine Bombe auf ein Waisenhaus gefallen war.

Auf dem Bahnsteig, wo die Menschen eng an eng standen, war es warm. Uwe schwitzte, obwohl er ein Kurzarmhemd trug, das ihm zu groß war. Unter den Achseln der Mutter bildete sich ein feuchter Kranz auf dem Blusenstoff. Die Mutter nahm Ingeborg auf den

Arm. Das kleine Mädchen kuschelte sich an ihren Hals, der schwitzig war. Jetzt, wo Ingeborg über die anderen Wartenden hinweggucken konnte, beruhigte sie sich wieder.

Gleich würde der Zug kommen, der die drei und all die anderen wegbringen sollte. Aufs Land. Nach Pommern. Weg von den Bombenangriffen, weg von der Angst.

Uwe war so froh, dass seine Mutter mitfahren durfte. Sein Freund musste alleine fahren. Alleine, obwohl er gerade einmal sieben Jahre alt war. Zu einer fremden Familie, in ein fremdes Haus.

Mit den Fingerspitzen kitzelte Uwe Ingeborg an den nackten Beinchen. Die kleine Schwester lachte. Wie gut, dass Ingeborg hier war. Sie und seine Mutter, die gar keine halbe Mutter war, sondern eine doppelte. Jetzt noch mehr als sonst.

Gerade als Uwe die Schwellen weiterzählen wollte – fünf, sechs, sieben, acht – fuhr der Zug ein. Uwe nahm seine Mutter fest an die Hand.

# 1946 - ARBEIT GEGEN DIE ANGST

Der Boden der Bahnhofshalle schwankte. Änne hielt sich kurz am Geländer der Treppe fest. Sie war so erschöpft, dass sie sich am liebsten auf eine Stufe gesetzt hätte, um sich ein wenig auszuruhen.

Gleichzeitig war sie glücklich. Darüber, dass die Bahnhofsmision seit letztem Sommer endlich wieder arbeiten durfte, nachdem die Nationalsozialisten das 1939 verboten hatten.

„Man stelle sich das einmal mal vor“, hatte Änne damals ihren Freundinnen erzählt, „sie untersagen es uns jetzt sogar zu helfen!“

Doch nun gab es wieder jene Bahnhofsmision, die Änne kannte. Rund um die Uhr waren sie und ihre Kolleginnen im Einsatz. Jetzt, nach dem Krieg, gab es so viel zu tun. Es waren nicht mehr nur einzelne Menschen, die Unterstützung brauchten, sei es, weil sie beklaut worden waren, weil sie einen Arm beim Ausstei-

gen brauchten, weil sie hungrig oder durstig waren ... Nein, Änne hatte das Gefühl, dass ihre ganze Welt nur noch aus Menschen bestand, die Hilfe brauchten. Und ihr tat es gut zu helfen. Je mehr sie half, desto weniger konnte sie nachdenken, denn das wollte sie nicht.

Änne rappelte sich auf. Gerade war ein Zug mit Flüchtlingen eingelaufen. Menschen, die entwurzelt waren. Änne, die immer in Bochum gewohnt hatte, stellte sich diese Leute vor wie eine der großen Eichen, die bei einem Sturm im Stadtpark umgekippt waren.

Plötzlich sah Änne Albert vor sich: ihren Albert, entwurzelt, irgendwo. Wo genau, das wusste sie nicht. Eigentlich konnte sie diesen Gedanken immer weg-schieben oder ihn mit Arbeit und Schicksalen anderer Menschen überdecken. Sich in das Leben anderer verkriechen, damit ihr eigenes nicht mehr weh tat, hatte sie gelernt. Doch heute war sie so ausgelaugt, dass es ihr einfach nicht gelingen wollte.

Sie wischte sich mit dem Ärmel ihres Missionsmantels übers Gesicht. Flink ging sie zum Waschbecken und ließ sich etwas Wasser über die Handgelenke laufen, dann hielt sie ihr Gesicht unter den Strahl. Danach stellte sie sich gerade hin und atmete tief durch. Irgendwann, das hoffte sie so sehr, würde sie ihren Albert hier in Empfang nehmen. Sie würde ihm ein Glas Wasser geben und dann mit ihm nach Hause gehen. An diesem Tag würde sie frei nehmen, die anderen Kriegsheimkehrer könnten ihre Kolleginnen betreuen.